



## Predigt

<b>Thema:</b>	Verpasste Gelegenheit
<b>Pfarrer/in:</b>	Benedict Schubert
<b>Predigtort:</b>	Peterskirche
<b>Datum:</b>	9. April 2017
<b>Bibeltext:</b>	Lukas 19, 41-44



Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,  
mit dem Palmsontagsbild von Helen Dahm, das Ihr nun vor Euch habt, bin ich aufgewachsen. Es hing im Pfarrhaus in Riehen im Wohnzimmer über dem Kanapee, jetzt hängt es im Esszimmer meiner Mutter an der Birmannsgasse; sie hat es freundlicherweise zur Verfügung gestellt. Es ist mir also vertraut – aber ich habe bei der Vorbereitung dieser Predigt gemerkt, dass es mein inneres Palmsontagsbild doch nicht primär prägt.

Vielleicht ändert sich das nun mit dieser Predigt – doch wenn ich bis dato spontan gefragt wurde, wie ich mir den Einzug von Jesus vorstelle, dann sah ich vor mir, dass es nur so von Menschen wimmelte. Ich sah Grosse und Kleine, Frauen, Männer, Gesunde, Kranke, mehrheitlich wohl Arme am Strassenrand stehen; sie lachen und winken, wedeln mit Palmzweigen. Mein inneres Bild war sehr farbig von den Tüchern und Kleidern, die die Menge auf den Boden legt. Hell war es, die Sonne schien strahlend, und es herrschte ein ziemliche lärmiges Durcheinander.

Helen Dahm aber malt Jesus als einsamen Reiter auf dem Esel. Und alles ist überschattet, es wirkt todtraurig und totenstill.

Ich habe mir auch immer vorgestellt, dass die ganze Szene sich bei einem der Stadttore abspielt, schliesslich sind die Texte ja auch überschrieben mit «Jesu Einzug in Jerusalem». Ich habe in einer anderen Predigt diesen Einzug als «Strassentheater» bezeichnet. Jesus inszeniert seinen Auftritt sorgfältig. Er will seine Botschaft anschaulich machen. Die Menschen sollen nicht nur hören, sondern auch sehen und damit besser begreifen, worum es ihm geht, als wen er sich sieht und versteht. Und eben: die Bühne, auf der Jesus dieses Spektakel inszeniert, sah ich immer als die Strasse, die zum Tor hinaufführt, die Stadtmauer und das Tor als Kulisse.

Erst als ich nun diese Predigt vorbereitet habe, ist mir klargeworden: davon ist in keinem der Berichte wirklich die Rede. Matthäus, Markus und Lukas sind sich darin einig, dass die Vorbereitung für diesen Eselsritt in Betanien und Betfage geschehen. Diese beiden Dörfer liegen noch hinter dem Ölberg. Von Betfage aus musste Jesus zunächst auf den Ölberg hinauf, dann den steilen Weg hinunter am Garten Getsemane vorbei ins Kidrontal, und von dort dann wieder hinaufsteigen, ebenfalls auf einer ziemlich steilen Strasse bis er durch das Tor die Heilige Stadt betreten konnte. Das sind gewiss nicht gewaltige Distanzen, aber doch sehr unterschiedliche Orte.

Die Berichte von Matthäus und Markus – ebenso übrigens der von Johannes – erlauben es durchaus, uns Jesus unmittelbar vor den Toren der Stadt umjubelt und begeistert besungen vorzustellen. Der Text von Lukas aber erzählt von einer anderen Szenerie. Ausführlich wird von den Vorbereitungen berichtet, wie Jesus zwei Jünger ausschickte, um das Eselsfüllen aufzutreiben, wie sie es zurückbrachten, mit ihren Kleidern eine Art Notsattel richteten und Jesus aufsitzen liessen. Auch auf den Weg legten sie Kleider – und dann fingen sie an zu jubeln. Bei Lukas jubelt nur die Menge der Jünger. Da jubelt nicht «tout Jérusalem». Es preisen ihn die, die schon mit ihm mitgezogen sind, die von Jesus lernen wollen, die ihn als den Gesandten Gottes anerkennen.

Das alles geschieht, schreibt Lukas, *als Jesus schon nahe am Abhang des Ölbergs war* – nicht in den Toren Jerusalems, sondern auf der Hügelkette jenseits des Kidrontals. Und Jesus muss zunächst noch absteigen, in die Tiefe hinunter, bevor er aufsteigen kann und in der Gottesstadt ankommt. Für Lukas spielt sich die Palmsonntagsszene eindeutig auf der anderen Talseite ab.

Helen Dahm hat offensichtlich Lukas früher und sorgfältiger gelesen als ich. Mir kommt vor, als stelle sie Jesus so dar, wie Lukas ihn sieht, als er tatsächlich nahe an die Stadt herankommt. Hört also die Fortsetzung des Berichts aus Lukas 19, die Verse 41-44:

*<sup>41</sup> Und als er näher kam und die Stadt sah, da weinte er über sie <sup>42</sup> und sprach: Wenn doch an diesem Tag auch du erkennstest, was zum Frieden führt. Jetzt aber bleibt es vor deinen Augen verborgen.*

*<sup>43</sup> Denn es werden Tage über dich kommen, da werden deine Feinde einen Wall um dich aufwerfen und dich umzingeln und dich von allen Seiten bedrängen; <sup>44</sup> und sie werden dich samt deinen Kindern zerschmettern, und sie werden keinen Stein in dir auf dem andern lassen, weil du die Zeit der Zuwendung nicht erkannt hast.*

Helen Dahm malt Jerusalem als eine abweisende Stadt, als eine Gemeinschaft, die sich abschottet, sich einmauert, und wir könnten vermuten, dass Jesus unendliche Runden um die Stadt reiten muss, doch alles bleibt verschlossen, er findet keinen Zugang.

Das prophetische Gerichtswort, das Jesus hier weinend ansagt, ist nicht Ausdruck enttäuschter Erwartung oder gar narzisstischer Kränkung. Jesus ist nicht beleidigt, weil die Menschen in Jerusalem nicht einstimmen in den Lobgesang seiner Jünger. Das bittere Wort von den vielfach verpassten Gelegenheiten ist nicht die Trotzreaktion des verschmähten Liebhabers.

Jesus stellt sich vielmehr in die Reihe der Propheten, die ab einem gewissen Punkt nicht mehr erleichternd und erleichtert ansagen durften, dass sich trotz allem alles noch zum Besseren wenden werde. Gegen jede fromme Verharmlosung konnte beispielsweise Jeremia erst, nachdem das Gericht über Jerusalem gekommen war, davon reden, dass Gott durch alles hindurch *Gedanken des Friedens und nicht des Leidens* habe und Seinem Volk, das sich sehenden Auges ins Elend gestürzt hatte, doch *Zukunft und Hoffnung geben* werde (Jer 29,11).

Vorher aber sind die Worte dieses Propheten «Jeremiaden», Worte der Klage über den Schrecken, der unausweichlich kommen wird. Worte, die dem Propheten nicht leicht über die Lippen kommen, sondern ihn selbst immer wieder in Verzweiflung stürzen.

Und solche Worte hören wir nun auch von Jesus. Dass er es ist, der die schlimmen Worte ausspricht, soll uns nicht daran hindern, sie schlimm und schrecklich zu finden. Dass Kinder zerschmettert und kein Stein auf dem anderen gelassen werden soll – wer will sich so etwas vorstellen? Und wie sollten wir nicht empört fragen, ob Gott, wenn Er denn Liebe ist, denen nicht in den Arm fallen kann, die Kinder mit Giftgas ermorden, sie hasserfüllt auf offener Strasse überfahren, aus sicherer Distanz ihre Raketen abfeuern und schulterzuckend Kollateralschäden in Kauf nehmen?

Solches sieht Jesus kommen und er weint. Er weint, weil er weiss, dass es nicht in jeder Lage und aus jeder Situation heraus einen direkten und schmerzfreien Weg zum Frieden gibt. Es kann geschehen und geschieht grauenhafterweise immer und immer wieder, dass Menschen ihren Streit so eskalieren lassen, dass sie den *Zeitpunkt der Zuwendung* verpassen. Der Zeitpunkt der Zuwendung – das sind die Momente, in denen Gottes Geist uns so umweht, dass wir bloss einatmen müssen, und dann finden wir beim Ausatmen die Worte, die den Zorn stillen, die Angst bannen, den Hass auflösen, das harte Herz erneut schlagen lassen. Der Zeitpunkt der Zuwendung – das sind die Momente, in denen wir die Berührung durch Jesus förmlich spüren, und wir können die Hand, die wir eben noch in ohnmächtigem Zorn zur Faust geballt hatten, öffnen und ausstrecken. Wir merken, dass wir uns nicht mehr ducken müssen, uns verstecken hinter den Mauern unserer Selbstrechtfertigungen, hinter den ausführlichen Begründungen, mit denen wir uns und unsere Position verteidigen. Wir müssen uns nicht mehr hinter die Schilder kauern, auf denen wir wüste Fratzen, Drachen und Blitze zur Abschreckung unserer Feinde gemalt haben – und es ist nicht mehr klar, ob das Selbstdarstellungen sind oder die Bilder, die wir uns von den anderen machen. Wir können uns aufrichten, wir können ihnen in die Augen sehen und in ihnen Kinder Gottes erkennen, Schwestern und Brüder.

Wo ein Paar sich streitet oder eine Gemeinde, eine Gemeinschaft oder Nachbarn oder ganze Völker, da gibt es immer wieder solche Momente. Im Fluss der Zeit, im «chrónos», in der nie anhaltenden Chronologie von Ereignissen, schenkt der Ewige da und dort einen «kairós». Wenn wir am Ende des Gottesdienstes um den Segen bitten, dann erflehen wir vom Ewigen genau das, wovon Jesus hier spricht: den «kairós episkopés», die Zeit, in der Gott uns anschaut, auf uns blickt, wo Er sein Angesicht über uns leuchten lässt und uns gnädig ist, wo Er sein Angesicht auf uns erhebt und uns Frieden schenkt. In der Segensformel heisst es ausdrücklich nicht, Gott gebe «Seinen» Frieden. Es heisst einfach nur, Gott gebe Frieden – also genau den Frieden, den wir ohne seinen Segen nicht zustande bringen, aber den wir in dem Streit nötig haben, in dem wir uns gerade befinden.

Jeden Sonntag gehen wir mit diesem Segen hinaus. Wir vertrauen darauf, dass Gott in unseren kleinen, aber auch in unseren grösseren Händeln solche *Zeiten der Zuwendung* schenkt. Und wir bitten darum, dass er uns nicht hinter Mauern sitzen lässt, hinter denen wir gar nicht wahrnehmen, wann ein solcher Moment kommt und sich anbietet. Wir flehen ihn an, dass Er uns doch erkennen lässt, was zum Frieden dient.

Doch da steht das traurige Bild mit dem weinenden Jesus auf seinem Esel und der traurige Text aus dem Lukasevangelium liegt uns vor. Wir können den Kairós verpassen. In der Chronologie der Eskalationsstufen einer Auseinandersetzung geschieht es, dass wir blind vor Zorn nicht sehen, wo das Licht des Friedens aufblitzt. Unsere Augen mögen von Tränen der Enttäuschung blind sein, und wir sehen nicht, dass da einer vorbeizieht, der unsere verletzte Seele heilen und sie mit Hoffnung statt mit Bitterkeit füllen würde. Es kann vorkommen und es kommt vor, dass wir die letztmögliche Zeit

der Zuwendung vorbeigehen lassen – und dann müssen wir durch den Zerbruch, durch das Grauen, durch den Schmerz hindurch. Es bleibt ein dunkles Geheimnis, dass solches nicht nur unter grössenwahnsinnigen Narzissten, unter machtgierigen Despoten geschieht, sondern auch unter guten Menschen, unter solchen die es gut meinen und das Beste wollen.

Jerusalem wäre ganz verloren, wenn Jesus auf seinem einsamen Trauerritt nicht doch noch ein Tor fände – und das ist der Trost, den wir zwar nicht unmittelbar in diesem Text finden, wohl aber darin, wie er weitergeht. Auch auf dem Gemälde von Helen Dahm ist kein Tor zu sehen, doch immerhin sind die Mauern nicht ganz fensterlos. Da und dort hat es kleine Öffnungen und darin erkenne ich den diskreten Hinweis der Künstlerin: Jesus wird eine Öffnung finden, die gross genug ist, dass er durch sie doch einziehen kann. Schliesslich reicht ihm, dem Armen, ein Nadelöhr.

Das ist das Evangelium. Jesus bleibt nicht ein fremder Gast, der sich mit Grausen wendet. Er kehrt der verlorenen Stadt nicht den Rücken. Er reitet so lange, bis er Einlass findet. Er wird den Untergang nicht abwenden können. So etwas liegt nicht in der Macht der Liebe. Wohl aber liegt es in ihrer Macht, und genau das tut nun Jesus, sich mit der verlorenen Stadt zu verbünden. Jesus überlässt die Stadt nicht ihrem Schicksal, sondern nimmt daran teil. Von dem Moment an, in dem er diese prophetischen Worte ausspricht, wird es nur noch wenige Tage dauern, und dann werden seine Feinde Wälle von Verachtung um ihn aufwerfen, sie werden ihn mit ihrem beissenden Spott umzingeln, ihn bedrängen, sie werden ihn mit Dornen krönen und dann zwar nicht zerschmettern, dafür aber am Kreuz qualvoll verenden lassen.

Die Nacht nach Karfreitag ist sehr, sehr dunkel. Es ist die Nacht, in der Jesus so tot ist wie die zerschmetteten Kinder, wie die am Giftgas qualvoll erstickten Opfer in Syrien, wie die ahnungslosen Passanten in Stockholm. Wie sie und mit ihnen wird er daliegen – bis wir in der Nacht auf Ostern das unglaubliche Gerücht hören, Er sei auferstanden.

Noch sind wir nicht da. Und dass wir das Evangelium von der Auferstehung gehört haben, erspart uns die Zeiten nicht – und sie mögen uns zu lange vorkommen – in denen wir mit Jesus über verpasste Gelegenheiten weinen und auch unsere Seele *betrübt ist bis in den Tod*. Das aber gilt: Wir weinen nicht nur mit ihm, Er weint mit uns.